



Sendung vom 25.01.2000, 20.15 Uhr

Dr. Heiner Geißler
Bundesminister a.D.
im Gespräch mit Werner Reuß

- Reuß:** Verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, herzlich willkommen bei Alpha-Forum. Zu Gast ist heute Dr. Heiner Geißler, einst Landesminister in Rheinland-Pfalz, Bundesminister in Bonn und langjähriger Generalsekretär der Christlich-Demokratischen Union, CDU. Herzlich willkommen, Herr Dr. Geißler. Es gibt ein schönes Zitat über Sie, denn eine Zeitung hat einmal geschrieben: "Heiner Geißler hat mit vollem Risiko bewusst Tabus verletzt. Er war Mahner auch in Zeiten, in denen es der Union gut ging. Er wollte zu jeder Tages- und Nachtzeit gesellschaftliche, soziale und programmatische Speerspitze sein." Sie sind noch Bundestagsabgeordneter und Mitglied im Bundesvorstand der CDU: Wie spitz ist denn die Speerspitze noch? Oder ist die Speerspitze in der Zwischenzeit etwas abgestumpft?
- Geißler:** Das war eine sehr freundliche Zeitung, die das geschrieben hat. Es gibt andere Zeitungen, die das, was ich gemacht habe, wiederum ganz anders bezeichnen würden. Natürlich hat sich diese Sache verändert: Ich war 12 Jahre lang der Generalsekretär der CDU, und in dieser Funktion muss man die Speerspitze sein. Da muss man schon wie damals Winkelried die Speerspitzen auf sich vereinigen. Manche haben das nicht verstanden, und deswegen hat es ja auch Komplikationen gegeben. Im Laufe des Lebens hat man dann zwar auch wieder andere Aufgaben zu erfüllen, aber wichtig ist es schon, dass man in der Politik dieses Vorurteil von Henry Ford widerlegt. Denn Henry Ford hat einmal gesagt, Denken sei die schwerste Arbeit, die es gibt. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum sich so wenig Leute damit beschäftigen. Dieses Vorurteil muss man in der Politik widerlegen.
- Reuß:** Es gibt einen schönen Satz von Ihnen selbst, denn Sie haben einmal gesagt: "Die CDU ist eine christlich-demokratische Partei. Ihre Grundlage muss das christliche Menschenbild bleiben. Es bedeutet, das Menschenwürde unteilbar ist, unabhängig von jung oder alt, Mann oder Frau, arm oder reich, schwarz oder weiß, leistungsfähig oder krank, Deutscher oder Ausländer." Dieser Anspruch wird allerdings oft nicht erfüllt. Woran liegt das?
- Geißler:** Weil das sehr schwer ist, und die Widerstände dagegen natürlich vielseitig sind. Die Nationalisten haben Ausländer und Fremde nicht so gerne, diejenigen, die schon genügend Bimbos haben, wie man in der Pfalz sagt, also diejenigen, die reich sind, teilen nicht so gerne mit anderen, die weniger haben, und Männer dominieren seit Jahrhunderten die Frauen und wollen von ihren Privilegien nicht ablassen. Deswegen stößt ein solches Menschenbild auf Widerstand. Aber man muss natürlich trotzdem dafür sorgen, dass dieses Menschenbild zur Geltung kommt. Dieser Anspruch, diese Messlatte, liegt hoch: Sie wird auch oft gerissen, aber deswegen darf man diesen Anspruch dennoch nicht aufgeben.

Reuß: Welche Rolle spielt eigentlich – ganz allgemein – noch das "C" im Namen der CDU in der Politik? Welche Rolle spielt dieses "C" für Sie selbst in der Politik?

Geißler: Das ist die spannende Frage, weil dieses "C" in der Gesellschaft ohnehin sehr unterschiedlich bewertet wird: In Leipzig, wo der vorvorletzte Parteitag der CDU stattfand, sind nur 15 Prozent der Leute getauft und 85 Prozent nicht getauft. Was diese 85 Prozent sind, weiß ich gar nicht, aber sie sind jedenfalls nicht getauft. In Hamburg ist das zwar hinsichtlich der Größenordnung ein wenig anders, aber auch dort sind nur 45 Prozent getauft und 55 Prozent nicht getauft. Das war schon vor zehn Jahren so. Nur drei Prozent der evangelisch getauften Menschen gehen am Sonntag regelmäßig in die Kirche, bei den Katholiken sind es immerhin noch acht oder zehn Prozent – überwältigend ist das also auch nicht. Man kann daher sogar die Frage stellen, ob denn das "C" im Namen der CDU überhaupt noch attraktiv ist oder ob es nicht doch eher abschreckend wirkt. Ich glaube das jedoch nicht, denn dieses christliche Menschenbild ist die Voraussetzung und bildet das Fundament für eine richtige Politik. Denn falsche Menschenbilder hat es in diesem Jahrhundert ja immer wieder gegeben. Man hat den Menschen eingeordnet in bestimmte Kollektive: Wer nicht der richtigen Klasse angehört hat oder der richtigen Rasse, der richtigen Religion oder der richtigen Nation, wurde vergast, liquidiert, deportiert, zu Tode gefoltert oder in die Luft gesprengt bis auf den heutigen Tag – wie man auf dem Balkan sehen kann. Deswegen ist es wichtig, dass man dieses richtige Menschenbild, wie Sie das soeben auch dargestellt haben, hochhält. Davon darf man nicht abgehen. Die Latte wird zwar oft gerissen, das ist schon richtig, aber ich ziehe da immer ein Beispiel aus der Bergsteigerei zu Rate. Der Montblanc leuchtet mit seiner weißen Kuppel ja wirklich in das Tal von Chamonix und in das Aostatal hinein. Manche Bergsteiger kommen bei ihm nur auf 2000 Meter hinauf, manche auf 3000 Meter, manche kommen auch überhaupt nicht hinauf, und manche schaffen es doch, ganz nach oben zu kommen – und manche stürzen auch ab. Aber weil nun nicht alle auf den Gipfel kommen, bietet er doch trotzdem niemandem die Möglichkeit – das wäre ja Wahnsinn –, ihn in die Luft zu sprengen. Stattdessen ist es so, dass dieser Anspruch halt bestehen bleiben muss.

Reuß: Ich würde unseren Zuschauern nun gerne den Menschen Heiner Geißler etwas näher bringen. Sie sind am 3. März 1930 in Oberndorf geboren. Wie war Ihre Kindheit, wie sind Sie aufgewachsen?

Geißler: Ich hatte eine sehr schöne und gute Kindheit, was meine Eltern und die Familie betrifft, obwohl ich sozusagen mitten in die Nazizeit hinein geboren wurde. Diese Nazizeit brachte große Schwierigkeiten für meine Eltern: Mein Vater war Zentrumsabgeordneter und ist von den Nazis schikaniert und verfolgt worden. Meine Familie wurde des Öfteren – ich weiß gar nicht mehr wie oft – strafversetzt, sodass ich auch ständig die Schule wechseln musste. Aber in der Familie hatte ich eine sehr glückliche Kindheit. Ich selbst war immer ein richtiger Familienhammel: Ich hing vor allem an meiner Mutter, aber auch an meinem Vater. Deswegen glaube ich schon, dass ich auch wirklich alle guten Impulse bekommen habe, die man als Kind bekommen kann.

Reuß: Es gehört ja ziemlich viel Stehvermögen dazu, in einer solchen Zeit zu trotzen und stehen zu bleiben, wie das Ihr Vater getan hat. Hat Sie das auch geprägt?

Geißler: Ja, das hat mich schon geprägt. Jedenfalls in dem Sinne, dass ich das auf alle Fälle sehr intensiv miterlebt habe. Meine Eltern haben z. B. nie "Heil Hitler" gesagt. Ich weiß noch, wie mein Vater an diesem 20. Juli 1944 gerade auf Urlaub bei uns in der Wohnung war, als die Nachricht eines Attentats auf Adolf Hitler eintraf. Ich weiß noch genau, wie sich meine Eltern

vor Freude darüber in die Arme fielen. Kurz darauf kam dann jedoch die Meldung, dass Hitler überlebt hat und die Attentäter bereits hingerichtet worden sind: Ich habe das als Bub natürlich alles mitbekommen – auch wie meine Eltern bei dieser Nachricht dann geweint haben. Das hat mich schon geprägt. Ich habe natürlich auch Zeiten erlebt, in denen ich Hunger hatte. All diese Erfahrungen sind für mich schon sehr wichtig gewesen. Ich wurde ja als Vierzehnjähriger auch noch als Flakhelfer eingezogen. Ich bin aber getürmt und habe mich durchgeschlagen, sodass ich einen Tag, bevor die Franzosen nach Speichingen kamen, wo wir wohnten, gerade noch knapp nach Hause gekommen bin. Das waren also schon ganz turbulente Zeiten, aber auf der anderen Seite habe ich dabei eben auch die Erfahrung gemacht, dass man sich sehr wohl selbst helfen kann und dass man dann, wenn man in der Familie zusammensteht, auch viele Probleme lösen kann, die für einen alleine wahrscheinlich zu viel wären.

Reuß: 1949 haben Sie am Jesuitenkolleg in St. Blasien das Abitur abgelegt. Sie wollten, wenn ich das richtig nachgelesen habe, ursprünglich Priester werden.

Geißler: Das ist richtig.

Reuß: Warum sind Sie das nicht geworden?

Geißler: Ich wollte Jesuit werden. Man hat ja als junger Mensch Ideale – ich zumindest hatte welche –, und so versucht man eben, etwas Großes und Bedeutendes zu werden oder anzustreben. Für mich waren die Jesuiten eben der bekannteste und beste Orden in der katholischen Kirche. Priester wollte ich auf jeden Fall werden, und so habe ich mir gesagt: wenn schon, dann aber richtig. Da ich ja in St. Blasien an der Schule war, war ich in der Hinsicht natürlich auch vorgeprägt, und so bin ich eben in den Jesuitenorden eingetreten. Um Ihre Frage dann auch konkret zu beantworten: Ich habe halt nach vier Jahren im Alter von 22 Jahren rechtzeitig genug gemerkt, dass ich die Gelübde nicht halten kann.

Reuß: Welches fiel Ihnen denn am schwersten?

Geißler: Ich habe halt gemerkt, dass ich ohne Frau nicht leben kann. Gott sei Dank habe ich das rechtzeitig gemerkt und deshalb diese Entscheidung nicht weiter hinausgeschoben – so wie das eben leider bei vielen anderen Männern in dieser Situation der Fall ist. Wenn man nämlich erst einmal 40 oder 45 Jahre alt ist und die Sache dann doch zum Schwur kommt, dann ist das ganze Leben kaputt – oder es ist eben zumindest sehr vieles zerstört, und die Probleme häufen und türmen sich auf vor einem. Ich habe das nicht nur rechtzeitig genug gemerkt, sondern dieses Problem auch ganz gut lösen können mit der Hilfe von Freunden, aber auch mit der Hilfe von Menschen, die in diesem Orden die Führung inne hatten, also mit den Ordensoberen. Ich bin bis heute nach wie vor eng mit dem Jesuitenorden verbunden: Wenn ich etwas Positives tun kann für die "Gesellschaft Jesu", dann mache ich das auch.

Reuß: Sie haben danach Philosophie und später Rechtswissenschaft studiert. Zwischen den beiden Staatsexamen haben Sie auch promoviert. Schon während des Studiums haben Sie sich politisch engagiert. Sie haben, soweit ich weiß, den RCDS, den "Ring christlich-demokratischer Studenten", in Tübingen mit aufgebaut. Was war der Impetus für Sie für ein politisches Engagement?

Geißler: Das war eigentlich derselbe Impetus wie der Impetus vorher, als ich Priester werden wollte. Das war ganz einfach ein Engagement für etwas Besseres: für die Verbesserung der Bedingungen der Menschen. Man darf ja das eine dabei nicht vergessen: Wir sind im Kolleg St. Blasien sehr sozial erzogen worden, wir sind zu sozialer Verantwortung erzogen worden. Während meines Lebens im Jesuitenorden bin ich auch viel nach draußen

gekommen: Wir mussten in der Fabrik arbeiten, wir waren in der Betreuung von schwer erziehbaren, also von verhaltensgestörten Jugendlichen tätig. Man hat uns deswegen z. B. auch nach München geschickt. Das alles zusammen war für mich ein wichtiger Anlass, auf diesem Gebiet auch weiterzumachen und mich zu engagieren für Menschen, denen es nicht so gut geht und denen man helfen kann. Und genau das kann man eben über politisches Engagement erreichen, denn es ist ja schlicht die politische Aufgabe, die Lebensbedingungen der Menschen ständig zu verbessern und die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass die Menschen gerecht und frei leben können. Das habe ich als Student halt weitergemacht. Der RCDS in Tübingen ist daher, wie gesagt, von mir gegründet worden: allerdings zweimal, wie ich hinzufügen muss. Ich habe ihn gegründet und ihn nach einiger Zeit an meine Nachfolger übergeben, denn nach einigen Semestern musste ich ja schließlich auch wieder studieren: Man kann so etwas ja nicht dauernd machen. Meine Nachfolger in der Leitung des RCDS Tübingen waren Dieter Stolte, der jetzige Intendant des Zweiten Deutschen Fernsehens und meine Schwester. Nach einem halben Jahr war der RCDS dann aber von den beiden zugrunde gerichtet. Während wir vorher 80 Mitglieder hatten, waren es nun nur noch acht. Deswegen haben alle zu mir gesagt, ich müsse da eben noch einmal ran. Und so habe ich den RCDS in Tübingen ein zweites Mal neu gründen müssen. Seit damals hat er dann aber auch ganz ordentlich gearbeitet.

Reuß: Hätten Sie sich auch eine andere Partei als die CDU für Ihr Engagement vorstellen können?

Geißler: Ich glaube nicht, dass ich mir damals eine andere Partei hätte vorstellen können. Man muss dabei eben schon immer die richtigen Loyalitäten sehen: Ich bin damals vor allem wegen der Europapolitik in die CDU eingetreten. Sicherlich hat da bei mir auch die Tradition aus dem Elternhaus eine Rolle gespielt. Die SPD war damals wirklich nicht sehr attraktiv für mich. Die CDU stand für Europa, für die soziale Marktwirtschaft, für eine Orientierung an den westlichen Demokratien. Die Sozialdemokraten waren gegen Europa, waren gegen die NATO und hatten auch noch gewisse planwirtschaftliche Vorstellungen. Insgesamt waren sie also nicht sehr attraktiv für mich. Die Liberalen andererseits waren schon damals für mich eine Klientelpartei und kamen daher sowieso nicht in Frage. Deswegen bin ich also aus voller Überzeugung in die CDU eingetreten. Manche verstehen das eigentlich nicht und können sich das wegen meiner heutigen Position nicht richtig vorstellen: Aber das sind relativ wenige – auch in den eigenen Reihen. An dieser Überzeugung hat sich auch bisher nichts geändert. Meine politische Loyalität gehört natürlich in erster Linie dem Volk, den Leuten, die mich gewählt haben, und damit den Menschen in meinem Wahlkreis. An zweiter Stelle in der Loyalität stehen die Grundsätze, wegen denen ich in die Partei eingetreten bin. Dann kommt die Loyalität gegenüber den Personen. Diese Loyalität gegenüber den Personen mache ich davon abhängig, inwieweit sie selbst gegenüber dem Volk und den Grundsätzen der Partei loyal sind – und das lasse ich natürlich für mich selbst auch gelten. Ich bin ja nicht als Dackel in die CDU hineingegangen, der seitdem in der CDU einfach nur herumlaufen würde – oder nach Belieben auch wieder austritt aus der Partei. Nein, stattdessen habe ich mir ja genau überlegt, warum ich in einer solchen politischen Gemeinschaft bin. Deswegen gilt für mich bis auf den heutigen Tag, dass das die richtige Entscheidung war. In der Politik bin ich mit meinen Meinungen natürlich auch manchmal in der Minderheit: Das ist schon wahr, aber aus dieser Minderheitsmeinung kann ja auch eine Mehrheit werden. Ich habe als Generalsekretär der CDU im Jahr 1979 den Vorschlag für den Erziehungsurlaub gemacht, also für den Kündigungsschutz für berufstätige Frauen, wenn sie ein Kind bekommen. Ich plädierte auch damals schon für die Anrechnung von Erziehungsjahren in der Rentenversicherung. Das und das Erziehungsgeld waren damals

wirklich revolutionäre Ideen: Das widersprach allem, was man bis dahin in der Frauen- und Familienpolitik für richtig gehalten hatte. Franz Josef Strauß hat das in der Zeit, also im Jahr 1979, als sozialistisches Gedankengut bezeichnet – und mit ihm war wohl eine Mehrheit in der Union dieser Meinung. Aber nach sechs Jahren haben wir das dann als Gesetz verabschiedet: Das heißt, aus der Minderheitsposition ist eine Mehrheitsposition geworden. Das gilt für andere Konzeptionen genauso. Ich werde z. B. wegen meiner Vorstellung in Hinblick auf die multikulturelle Gesellschaft immer noch oft angegriffen. Aber zur multikulturellen Gesellschaft gibt es ja gar keine Alternative: Das ist ja heute schon Realität. Deswegen wird aus einer angeblichen Minderheitenmeinung irgendwann auch in diesem Fall eine Mehrheitsmeinung werden – wenn man eben die richtigen Argumente hat.

Reuß: Ich würde nun gerne wieder auf Ihre Biografie zurückkommen. Sie haben dann eigentlich sehr schnell politische Karriere gemacht. Zumindest liest sich das so im Nachhinein. 1961 wurden Sie Landesvorsitzender der Jungen Union und ebenfalls im Jahr 1962 für kurze Zeit auch Richter am Amtsgericht in Stuttgart. Das waren Sie jedoch nur für wenige Monate, denn Sie wurden dann persönlicher Referent des damaligen Sozialministers in Baden-Württemberg: Ich glaube, er hieß Joseph Schüttler. Wie hat sich das ergeben?

Geißler: Sie haben halt einen persönlichen Referenten gesucht. Ich war Vorsitzender der Jungen Union, und die damals führenden Leute - der Parteivorsitzende, der Fraktionsvorsitzende – sind eben zu mir gekommen und haben zu mir gesagt, dass das mehr eine politische Aufgabe und nicht so sehr eine reine Verwaltungsaufgabe sei, denn ich sollte Leiter des Ministerbüros in einem Ministerium werden. Und so habe ich das dann eben gemacht. Das war wirklich eine interessante Aufgabe: Sie hatte vor allem den großen Vorteil, dass ich in dieser Zeit doch sehr intensiv mit der Sozial- und Arbeitspolitik und mit dem Arbeitsmarkt in Berührung gekommen bin. Ich habe dabei wirklich wahnsinnig viel gelernt. Joseph Schüttler war ein wirklich hervorragender Minister: Er war ein einfacher Mann, der ehemals auch Mitglied in der IG-Metall war. Er war wegen bestimmter Radikalisierungen innerhalb der IG-Metall ausgetreten. Unter den Nazis hatte er ebenfalls schwer gelitten. Insgesamt war das ein sozial sehr engagierter und gerecht denkender Mann. Deswegen habe ich auch die Zeit damals nicht bereut. Ja, und so kam es zur Bundestagswahl 1965, wo ich für den Bundestag kandidiert habe: in einem schwierigen Wahlkreis, den ich dann auch gewonnen habe.

Reuß: Aber Sie waren dann nicht sehr lange im Bundestag - nur zwei Jahre –, denn dann wurden Sie Minister für Gesundheit, Sport und Familie in Rheinland-Pfalz.

Geißler: Ja, ich glaube es hieß "Minister für Jugend, Familie, Soziales, Gesundheit und Sport" oder so ähnlich. Das war so ein richtiges Infrastrukturministerium. Ich war parlamentarisch gesehen in einer schlechten Zeit in den Bundestag gewählt worden, denn es kam zu der Zeit ja gleich die große Koalition zustande. Da gab es dann für Leute meines Schlags relativ wenig zu tun. Ich war zusammen mit Bernhard Vogel Mitglied im Ausschuss für Kulturpolitik und Publizistik: Dort haben wir das Filmförderungsgesetz erarbeitet und verabschiedet. Wir sind dafür auch nach Rom, Paris oder London geflogen, um die dortigen Filmstudios zu besuchen. Ich dachte mir da schon, dass ich so auf keinen Fall weitermachen möchte. Zu der Zeit gab es auch noch keine Hilfskräfte in den Büros: Da hat man sich als einfacher Abgeordneter jeden Morgen einen Stoß Drucksachen geholt und angefangen, meinetwegen 200 Seiten durchzublätern, um zu schauen, ob etwas dabei wäre, das man brauchen könnte. Ich habe mir deswegen gesagt: "Jetzt bist du 35, 36 Jahre alt, da kannst du doch mit deinem Leben

auch noch etwas Vernünftigeres anfangen als das, was da gerade im Bundestag abläuft." Helmut Kohl hat mich dann angerufen: Sie hatten in Rheinland-Pfalz gerade Landtagswahlen...

Reuß: Er war damals Fraktionsvorsitzender.

Geißler: Ja, er war Fraktionsvorsitzender der CDU in Rheinland-Pfalz, und er hat mich gefragt, ob ich nicht Sozialminister werden möchte in Rheinland-Pfalz. Ich habe mir das kurz überlegt und mir gedacht, dass es allemal besser ist, wenn ich etwas gestalten und verändern kann und wenn ich auf diese Weise auch Mitglied des Bundesrates sein kann, sodass ich auch Bundespolitik machen kann. Ja, und so habe ich mich eben dafür entschieden. Es ist mir nicht leicht gefallen, aber ich glaube doch, dass es richtig war.

Reuß: Sie waren zehn Jahre lang Minister in Rheinland-Pfalz, und am Ende Ihrer Zeit als Landesminister sagten Sie, es wäre schön und befriedigend gewesen, von Amts wegen Gutes zu tun. Sie waren dabei auch sehr erfolgreich, denn Sie haben u. a. das erste Kindergartengesetz durchgesetzt, Sie haben erstmals Sozialstationen eingeführt, und Sie haben – und das hat bundesweit Aufsehen erregt – sozusagen als Mitinaugurator die so genannte "neue soziale Frage" entdeckt. Was war das damals, diese neue soziale Frage?

Geißler: Nun gut, die alte soziale Frage war die Arbeiterfrage: Die Leute waren vor 200 Jahren arm, weil sie Arbeiter waren. Das ist aber nun schon seit geraumer Zeit nicht mehr der Fall. Die Leute sind nicht mehr deswegen arm, weil sie Arbeiter sind. Stattdessen geraten die Leute möglicherweise dann in Not, wenn sie Arbeiter sind und viele Kinder haben oder wenn sie zwei pflegebedürftige ältere Leute in der Familie haben – denn so war es ja vor der Pflegeversicherung. Es konnte auch sein, dass man unter bestimmten Bedingungen als Student wirtschaftliche Probleme hatte. Man kann auch arm sein, wenn man als alte Frau meinetwegen auf dem Land lebt und nur eine Rente von 400 Mark von der landwirtschaftlichen Alterskasse bezieht, weil man sich z. B. geniert, auf das Sozialamt zu gehen, um die eigenen Rechtsansprüche zu realisieren. Das heißt, die neue soziale Frage betrifft eigentlich diejenigen, deren Interessen nicht organisierbar sind. Es gibt nämlich auch nicht organisierbare Interessen. Die Arbeitnehmer werden heute durch die Gewerkschaften vertreten und sind daher im inflationären Verteilungskampf um das Bruttosozialprodukt nicht mehr hilflos. Aber die anderen drohen bei diesem Kampf doch unter den Schlitten zu geraten. Deswegen habe ich damals dieses Problem aufgegriffen und gesagt, dass sich die Problematik verschoben hat: zu Lasten der Familien mit Kindern, zu Lasten der älteren Leute und dabei vor allem der älteren Frauen. Das hat dann eben auch zu diesen Gesetzen geführt, die ich soeben schon angesprochen habe, dass also auch Frauen, die Kinder erzogen haben, einen Rentenanspruch erhalten aufgrund dieser Kindererziehung – auch wenn sie keine Mark in die gesetzliche Rentenkasse einbezahlt haben oder einbezahlen müssen. Das betrifft aber meinetwegen auch den Kündigungsschutz für berufstätige Frauen. Denn dieses Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist damals ja ein erhebliches soziales Problem geworden – und ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Das waren die eigentlichen Inhalte dieser neuen sozialen Frage. Wenn man das bis heute weiterentwickelt, dann kann man sagen, dass diese neue soziale Frage nun global geworden ist. Wir dürfen das nämlich nicht mehr nur unter dem nationalen Gesichtspunkt sehen. Stattdessen muss man da schon erkennen, dass wir eine globalisierte Wirtschaft haben und damit gleichzeitig auch globale soziale Probleme, die man nicht vernachlässigen darf.

Reuß: Ich würde an der Stelle nun einen kleinen Schnitt machen wollen. 1969 wurde Helmut Kohl in Rheinland-Pfalz der Nachfolger von Ministerpräsident

Peter Altmeier, dann Bundesvorsitzender und schließlich auch Kanzlerkandidat der CDU. Er hat die Wahl im Jahr 1976 nur knapp verloren, denn er war relativ nahe an der Mehrheit der Mandate. 1977 hat er dann Sie für das Amt des Generalsekretärs der CDU vorgeschlagen. War es für Sie schwer, das Ministeramt für ein Parteiamt aufzugeben?

Geißler: Ja, das war für mich damals sehr schwer. Das lag aber weniger am Wechsel vom Ministeramt zum Parteiamt, sondern mehr daran, dass ich einen Horror davor hatte, von der Familie weg zu müssen. Ich hatte drei Kinder, die so um die acht, zehn oder zwölf Jahre alt waren zu der Zeit. Ich hatte ein ganz tolles Verhältnis zu Hause: Wir haben sehr viel gemeinsam gemacht. Wir haben zusammen musiziert, wir waren beim Klettern im Pfälzer Wald oder wo auch immer. Ich dachte daher, dass das alles nun zu Ende sei, wenn ich aufgrund meiner neuen Tätigkeit die meiste Zeit der Woche in Bonn verbringen muss. Das hat mich damals sehr beschäftigt, und ich habe diese Arbeit daher zunächst einmal nur sehr ungern gemacht. Aber ich habe das damals aus Solidarität zur Partei, aber auch zu Helmut Kohl, der mich eben sehr darum gebeten hatte, dann letztlich doch gemacht.

Reuß: Sie haben es soeben anklingen lassen: Die Kletterei, der Sport, sind für Sie etwas sehr Wichtiges. Sie haben darüber sogar ein kleines Büchlein geschrieben, und Kritiker sagen über Sie, Sie wären ein Extremsportler. Welche Rolle spielt denn eigentlich der Sport für Sie tatsächlich?

Geißler: Nun gut, ein Sport ist nur für denjenigen extrem, der ihn nicht beherrscht – und insofern ist diese Sache mit dem Extremsport immer eine relative Geschichte. Wenn ich nicht viel trainiere und dann trotzdem in die Berge gehe, dann kann ich eben nur maximal den Schwierigkeitsgrad 2 machen. Für einen solchen Bergsteiger wäre dann eine Route mit 3+ oder mit 4 fast nicht zu überwinden. Wer aber trainiert, immer wieder klettert und das halt kann, für den wäre so etwas kein großes Problem. Deswegen hängt beim Bergsteigen wie auch bei den anderen so genannten Extremsportarten – ich benütze das Wort ungern – alles davon ab, wie man sich darauf vorbereitet. Man muss sich, wenn man solche Sportarten betreibt, richtig darauf vorbereiten. Man muss die objektiven und subjektiven Gefahren kennen, und man muss körperlich und geistig fit sein. Dafür muss man aber auch etwas tun: Man kann nicht einfach dann, wenn es Sommer wird, plötzlich ins Gebirge laufen und meinetwegen versuchen, ohne Akklimatisierung auf 4600 Meter hoch zu rennen. Wenn man das täte, würde man entscheidende Fehler machen. Man muss sich also ganz einfach vorbereiten: Dann ist ein solcher Extremsport auch gar nicht mehr so extrem.

Reuß: War das für Sie auch noch aus anderen Gründen wichtig? Denn in dem kleinen Büchlein konnte man nachlesen, dass Sie zu der Zeit, als es in der Union die Auseinandersetzung um die Kanzlerkandidatur von Franz Josef Strauß gab, einfach abgehauen und in die Berge gefahren sind. Waren die Berge daher für Sie auch eine Art von Fluchthilfe aus dem Alltag?

Geißler: Nicht in dem Sinne, dass ich diese Fluchthilfe benutzt hätte. Aber die Gewissheit, etwas zu haben, etwas zu können, irgendwohin gehen zu können, wohin mir andere nicht folgen können, wo ich daher wirklich frei bin: Dieses sichere Gefühl macht einen unabhängig. Insofern hat das schon eine Rolle gespielt. Ich wäre auch damit zufrieden gewesen, wenn ich lediglich für immer in den Bergen hätte leben können. Gut, wenn ich in den Bergen war und dann auch oben auf einem Berg stand, dann war und ist es schon so, dass ich da immer alles vergessen konnte bzw. kann, was mich in der Gegenwart stört. Gut, man ist von den Problemen immer wieder eingeholt worden, wenn man wieder unten war, aber das Schöne dabei war doch, dass man wusste: Man kann immer wieder hinauf, wenn man will.

Reuß: Sie hatten 1992 einen sehr schweren Unfall: Sie sind mit dem Gleitschirm abgestürzt und haben sich dabei einen Lendenwirbel gebrochen. Es bedurfte einiger medizinischer Eingriffe, damit Sie wieder voll bewegungsfähig wurden. Hat sich denn nach einem solchen Unfall vieles relativiert? Sieht man danach auch die Politik mit andern Augen? Setzt man andere Prioritäten?

Geißler: Ich bin mit dem Gleitschirm nicht abgestürzt, sondern zunächst einmal – wie man fast sagen könnte – ordnungsgemäß gelandet: auf einem Baum. Eine solche Baumlandung muss man beim Gleitschirmfliegen zunächst einmal schon auch mit einkalkulieren, aber dieser Baum war kaputt: Er hatte einen Fehler, einen Windbruch oder so etwas Ähnliches. Deswegen ist die Krone dieses Baumes abgebrochen, sodass ich mit der Krone von diesem Baum heruntergefallen bin. Das war der eigentliche Vorgang. Das war ganz einfach der falsche Baum, denn das war eine Kiefer. Ich habe drei Wochen später Ignaz Kiechle in der Tagesschau gesehen, als er seinen Waldschadensbericht vorgelegt hat. Er sagte dabei, dass die Kiefer der am meisten geschädigte Baum in Deutschland sei. Da habe ich dann schon geahnt, warum ich da heruntergefallen bin. Gut, ernsthaft betrachtet ist es natürlich so, dass sich das Leben insoweit schon verändert, wenn man eine solche Erfahrung gemacht hat. Für mich war das die erste Erfahrung dieser Art in meinem Leben, diese Erfahrung einer sehr schweren Verletzung: Ich bin in meinem Leben eigentlich ja nie krank gewesen, und ich hatte davor auch noch nie eine große Operation zu überstehen. Ich hatte mir nie etwas gebrochen oder so. Ich machte da eben zum ersten Mal eine solche Erfahrung – und ich machte auch die Erfahrung, wie man das übersteht. Ich befand mich ja knapp vor der Lähmung und wäre um ein Haar zum Rollstuhlfahrer geworden. Ich bin daran wirklich nur ganz knapp vorbeigekommen. Diese Erfahrung habe ich natürlich nicht vergessen. Aber auf der anderen Seite hat das mein Leben nicht so verändert, dass ich mich nun ständig besinnen müsste und mir sagen würde, ich sollte mich jetzt doch einmal auch auf den Tod bzw. auf das Jenseits vorbereiten usw. Das muss man ohnehin so machen – oder macht das eben nicht. Das kommt immer ganz darauf an, welche Einstellung man zu diesem Thema hat. Gott sei Dank hatte ich sehr gute Ärzte: Professor Harms in Langensteinbach. Ich musste zweimal operiert werden, aber ich habe diese Verletzung heute wirklich vollkommen überstanden: Ich habe daraus keine Konsequenzen mehr zu befürchten.

Reuß: Ich würde nun gerne wieder zum Politiker Heiner Geißler zurückkehren. Sie haben sehr häufig folgenden Satz zitiert: "Nicht die Taten bewegen die Menschen, sondern die Worte über die Taten." War das eine Art Leitspruch für den Generalsekretär Heiner Geißler?

Geißler: Auch das ist natürlich ein einseitiger Satz. Er stammt von Aristoteles – so weisen es zumindest die Quellen aus. Epiktet – ebenfalls ein griechischer Philosoph, der 300 Jahre später gelebt hat – hat das negativ formuliert, und das trifft vielleicht in der Tat besser zu: "Nicht die Dinge verwirren die Menschen, sondern die Ansichten über die Dinge." Das ist nun wirklich eine sehr moderne Erkenntnis der Kommunikationswissenschaften, denn die Revolutionen werden heutzutage ja nicht mehr dadurch gemacht, dass man Bahnhöfe besetzt, sondern indem man Begriffe besetzt und diese Begriffe mit Inhalten ausfüllt. Das muss man in der Politik in der Tat so machen.

Reuß: Der ehemalige SPD-Partei- und Fraktionsvorsitzende Hans-Jochen Vogel, der, wie ich glaube, wohl nicht unbedingt zu Ihren engsten Freunden zählt, hat Sie einmal mit folgenden Worten zitiert: "Du musst Streit anfangen, und zwar wegen einer wichtigen Sache mit dem politischen Gegner. Wenn das ebenso wenig geht wie Streit wegen einer weniger wichtigen Sache, dann musst du Streit beginnen wegen einer wichtigen Sache im eigenen Lager. Streit wegen einer Nebensache im eigenen Lager ist zwar schlecht, aber

am miserabelsten ist es, gar nicht zu streiten und gar nichts zu tun." Heißt das, es geht um Streit um des Streites willen? Geht es da gemäß dem Motto: Lieber eine schlechte Schlagzeile als gar keine?

Geißler: So kann man das kommunikationswissenschaftlich schon auch ausdrücken. Das war ein Tipp an einen heute noch amtierenden Ministerpräsidenten, der damals relativ unbekannt war und mich als Generalsekretär um Rat gefragt hatte: "Mich kennt kein Mensch, was ich muss ich daher machen?" Deswegen habe ich ihm diesen Tipp gegeben, der im Übrigen natürlich auch stimmt. Denn Politik ist keine Harmonieveranstaltung, das ist nicht der Gesangsverein "Harmonie". Die Politik darf man auch nie mit einer Sportveranstaltung verwechseln: Stattdessen geht es in der Politik um den richtigen Weg, um die Austragung von Konflikten. Diese Konflikte kann man nicht dadurch beseitigen, das man sie ignoriert. Man muss schon auch versuchen, diese Konflikte zu harmonisieren, aber letztlich geht das nicht ohne Argument und Gegenargument.

Reuß: Ihnen wird nachgesagt, dass Sie als Generalsekretär mit dem politischen Gegner nicht gerade zimperlich umgegangen seien. Helmut Schmidt haben Sie einmal als Rentenlügner bezeichnet.

Geißler: Nein, ich habe ihn einen politischen Rentenbetrüger genannt. Das ist doch etwas anderes.

Reuß: Richtig, Sie haben Recht. Sie haben auch die SPD insgesamt schon einmal als die "fünfte Kolonne Moskaus" bezeichnet, und in der Nachrüstungsdebatte haben Sie mit Blick auf die Friedensbewegung gesagt: "Ohne den Pazifismus der dreißiger Jahre wäre Auschwitz nicht möglich gewesen." Waren solche Äußerungen das Ergebnis Ihres Temperaments? Waren das spontane Einfälle, oder war da auch ein Stück Berechnung mit dabei?

Geißler: Nein, das war meine Überzeugung, und heute würden das auch weite Teile der Grünen und der Sozialdemokraten genauso sagen, die mich damals kritisiert haben wegen dieser Aussage. Denken Sie dabei nur einmal an den Einsatz im Kosovo: Da war mit Pazifismus gar nichts mehr zu machen. Ich ging eben damals - auch aufgrund der Erfahrung des Nationalsozialismus und des damaligen Verhaltens der westlichen Demokratien gegenüber den Nazis - davon aus, dass es nicht richtig wäre, wenn wir eine sowjetische Europapolitik in Deutschland realisieren würden. Das wäre aber sicherlich der Fall gewesen, wenn wir die NATO geschwächt hätten oder gar aus der NATO ausgetreten wären: Denn das wäre der Anfang vom Ende der Freiheit und der Demokratie gewesen. Das haben damals viele Menschen so nicht gesehen, das weiß ich sehr wohl, aber heute - angesichts der Erfahrungen in Bosnien, Serbien und dem Kosovo oder in Osttimor - hat sich die Meinung darüber vollkommen geändert: Heute ist klar, dass die Menschenrechte notfalls auch dadurch durchgesetzt werden müssen, dass man sich gegen unberechtigte Aggressionen und gegen Despoten wehren muss.

Reuß: Die SPD hat zum Teil ganz kräftig zurückgegeben und Sie auch persönlich angegriffen. Willy Brandt nannte Sie einmal den "schlimmsten Hetzer seit Goebbels". Hermann Heinemann, der damalige Arbeitsminister in Nordrhein-Westfalen, meinte über Sie: "Wenn die Nazis noch an der Macht wären, dann wäre Heiner Geißler unter Umständen noch Propagandaminister." Haben Sie solche Angriffe damals eigentlich verletzt?

Geißler: Dass Willy Brandt das gesagt hat, hat mich insoweit in meinem Image fast verletzt, weil das nämlich juristisch sauber kalkuliert war. Er hat ja nicht gesagt "der größte Hetzer wie Goebbels", sondern "seit Goebbels". Damit war er natürlich juristisch nicht fassbar. Es war also so, dass er sich das genau überlegt hat. Seine Aussage fiel allerdings gar nicht im

Zusammenhang mit meinem Zitat über das Verhältnis von Pazifismus und Auschwitz, sondern es war so, dass die SPD 1985, zum vierzigjährigen Gedenktag der Kapitulation und der Befreiung, die Oberbürgermeister der von den Nazis bombardierten Städte nach Nürnberg eingeladen hatte. Sie machte das unter der Überschrift: "Nie wieder Krieg von deutschem Boden!" Ich habe da dann lediglich die Frage gestellt, warum denn da der zweite Satz von Kurt Schumacher nicht auch mit dabeisteht, nämlich "Nie wieder Diktatur auf deutschem Boden!" Ich gab auch gleich die Antwort mit dazu: Wenn sie diese Überschrift genommen hätten, dann hätten sie z. B. die Oberbürgermeister von Dresden und Leipzig nicht einladen dürfen, weil es dort ja wieder eine Diktatur auf deutschem Boden gab. Das hat Willy Brandt so in Rage gebracht, dass er diesen Satz gesagt hat. Wenn man diese Geschichte jedoch kennt, dann richtet sich so eine Aussage natürlich von selbst.

Reuß: Haben Sie mit ihm darüber jemals gesprochen?

Geißler: Über den Punkt habe ich nicht mehr mit ihm gesprochen.

Reuß: Sie haben sich auch vor Auseinandersetzungen innerhalb der eigenen Partei nicht gescheut. Sie werden mit dem Satz zitiert: "Loyalität ja, Gehorsam nein!" Wird Loyalität heute zu oft mit Opportunismus gleichgesetzt?

Geißler: Ja, das ist wahr. Es gibt in den politischen Parteien die weit verbreitete Meinung, dass man aus Karrieregründen ganz einfach mit der Zensurschere im Hinterkopf an die politischen Dinge herangehen soll und daher sozusagen im vorausseilenden Gehorsam nur noch das sagt, was die jeweils Oberen von einem verlangen. Das ist weit verbreitet, und das ist im Grunde genommen ein Krebsübel in den politischen Parteien. Das erleben wir nun auch in der SPD.

Reuß: Schon kurz nach Ihrem Amtsantritt als Generalsekretär im Jahr 1977 habe ich folgende Aussage von Ihnen gefunden: "Die Zusammenarbeit mit dem Bundesvorsitzenden ist natürlich nur denkbar, solange der Faden zwischen ihm und mir nicht reißt." Wann ist der Faden zwischen Ihnen und dem Bundesvorsitzenden Helmut Kohl gerissen und warum?

Geißler: Als Generalsekretär hat man ganz einfach die Aufgabe, die Programmatik der Partei deutlich zu machen. Das habe ich auch immer getan. Das hat selbstverständlich auch manchmal die Koalition gestört: Denn ich musste da z. B. Franz Josef Strauß wegen seiner Chile-Politik angreifen, weil er die Pinochet-Leute unterstützt hat, während wir in Chile die christlichen Demokraten unterstützt haben. Ich musste die Liberalen angreifen, weil sie Sachen behauptet haben, die halt für einen christlichen Demokraten nicht akzeptabel waren. Das war meine Aufgabe als Generalsekretär. Aber diese beiden Parteien waren in der Koalition mit uns, und so hat das natürlich den Bundeskanzler gestört. Er war ja auch gleichzeitig Parteivorsitzender, und insoweit war das ein immer größer werdendes Spannungsverhältnis. Deswegen war dann Helmut Kohl irgendwann zu der Auffassung gekommen, dass bei diesen Auseinandersetzungen die Belastung für die Regierung zu groß sei. Meiner Auffassung nach war das der Hauptgrund, warum er mich auf dem Parteitag 1989 gegen den überwiegenden Widerstand der gesamten Partei nicht mehr vorgeschlagen hat als Generalsekretär. Das war sein gutes Recht, aber das war möglicherweise auch ein Fehler.

Reuß: Er hat nach diesem Parteitag in einem ARD-Interview gesagt: "Zu einem bestimmten Zeitpunkt war klar, dass Heiner Geißler glaubte, er habe mit anderen zusammen die Kraft, mich zu stürzen. Er hat zu einem bestimmten Zeitpunkt mit ein paar anderen die Überzeugung gewonnen, ich sollte weg, ein anderer sollte Kanzler und er sollte Parteivorsitzender werden." War das Ihr Ziel?

- Geißler:** Völlig falsch. Er glaubte ja selbst nicht, was er da gesagt hat: Das haben ihm andere eingeflüstert. Davon war nämlich nie die Rede, denn ich wollte nie Parteivorsitzender werden. Aber ich war in Sorge um die Partei, und solche Wörter wie "Putsch" oder "stürzen" stammen ja eigentlich noch aus dem Vormärz: Wenn jemand um ein politisches Amt kandidiert, dann "stürzt" er damit doch nicht den Vorgänger, denn es kann doch jeder für ein Amt kandidieren. Aber ich wollte das nie. Der eigentliche "Putsch" kam daher von ihm, indem er mich nicht mehr vorgeschlagen hat, obwohl das die ganze Partei eigentlich nicht für richtig hielt. Erst danach haben sich dann einige überlegt, ob es denn so weitergehen könne innerhalb der Partei. Die CDU war zu der Zeit ja in keinem guten Zustand. Dann kam aber Leipzig, dann kam Dresden, und dann kam die Öffnung der Mauer usw.: Diese ganze Entwicklung hat im Grunde genommen Helmut Kohl, aber auch die ganze CDU gerettet, denn ansonsten hätten wir die nächsten Bundestagswahlen wahrscheinlich verloren.
- Reuß:** Sie haben schon damals die Struktur der CDU immer kritisiert, denn Helmut Kohl hatte ja – wie jetzt auch Gerhard Schröder – Kanzleramt und Parteivorsitz auf sich vereinigt. Das ist machtpolitisch betrachtet vielleicht klug, aber ist das auch in politischer Hinsicht klug?
- Geißler:** Ich habe nie kritisiert, dass er Parteivorsitzender und Bundeskanzler ist. Denn die CDU hat durch die Funktion des Generalsekretärs die Möglichkeit, beides miteinander zu verbinden: klare Programmatik, scharfes Profil und gleichzeitig kein Auseinanderdriften von Macht und Verantwortung, von Kanzler und Parteivorsitzendem. Aber funktionieren tut das nur, wenn die beiden - also der Parteivorsitzende und der Generalsekretär – ein gutes Verhältnis zueinander haben und einander vertrauen. Das war eben kaputt gegangen zwischen uns beiden.
- Reuß:** Ich würde nun gerne, wenn Sie einverstanden sind, noch einen Blick nach vorne wagen. Sie haben einmal von einer Krise des Politischen gesprochen: Woran liegt diese Krise des Politischen heute?
- Geißler:** Ich habe das vor ungefähr acht oder neun Jahren geschrieben, und ich meinte damals dieses Zögern, dieses Taktieren, dass man eigentlich genau wüsste, was man tun muss, es aber trotzdem zu keiner Entscheidung kommt. Heute liegt das Problem anders, denn die Zeiten ändern sich ja auch. Heute sollte man die großen Probleme, die wir haben - denken Sie an den Arbeitsmarkt oder auch an die Globalisierung und die damit verbundenen Folgen – nicht in der Konfrontation lösen. Später einmal kann die Konfrontation wieder wichtig werden, aber im Moment denke ich doch, dass man die großen Herausforderungen nicht konfrontativ lösen soll, sondern im Konsens – wie ja auch die erfolgreichen Modelle in Europa wie z. B. in Holland Konsensmodelle sind. Das bedeutet nicht die große Koalition: Die CDU würde meiner Ansicht nach einen großen Fehler machen, wenn sie in eine politische große Koalition hineingehen würde. Aber man muss über den Bundesrat zusammenarbeiten, ohne dabei das Profil zu verlieren, und man muss vor allem das Bündnis für Arbeit zum Erfolg bringen, denn diese Probleme lassen sich nun einmal nicht in der Konfrontation zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften lösen.
- Reuß:** Stichwort "Europa": Man hat den Eindruck, dass wir politisch in Richtung Europäisierung gehen, dass aber die Menschen dabei nicht richtig mitkommen, weil ihnen das Tempo eventuell zu schnell ist oder weil ihnen das möglicherweise politisch auch nicht richtig vermittelt wird. Sehen Sie das ähnlich?
- Geißler:** Nein. Ich glaube, eher das Gegenteil ist der Fall: Das mit Europa dauert nun schon viel zu lange. Wir haben dabei aber nicht mehr so viel Zeit zu verlieren, denn wir brauchen dringend nun auch eine politische Union in Europa. Ich weiß wohl, dass viele sagen, dass das eine Utopie sei. Aber das

ist überhaupt keine Utopie. Wenn jemand gesagt hätte, im Jahr 1999 wären Polen, Tschechien und Ungarn Mitglieder der NATO, dann hätte man so jemanden sicherlich in die nächste Psychiatrie abgeführt – und trotzdem ist das heute Realität geworden. Das heißt, die Zukunft rückt immer näher, und die Zeitabläufe werden immer schneller. Wir haben nicht mehr so viel Zeit, um auf diesem Gebiet noch lange warten zu können. Wir haben nicht mehr die Zeit, um darauf warten zu können, bis es eine Weltfriedensordnung und eine Weltwirtschaftsordnung gibt. Europa ist stattdessen eine wichtige Voraussetzung dafür, dass wir diese beiden Ziele erreichen.

Reuß: Das Thema "Europa" führt uns zum nächsten Stichwort, Sie haben es vorhin schon kurz tangiert: Sie haben schon sehr früh von der multikulturellen Gesellschaft gesprochen. Das hat Ihnen nicht nur Zustimmung eingetragen. Gleichzeitig haben Sie aber gesagt, Sie würden die dogmatische Vorstellung des Multikulturellen ablehnen. Was bedeutet für Sie eine multikulturelle Gesellschaft?

Geißler: Die dogmatische Vorstellung dabei wäre die, dass die Koranschule die Regelschule wäre in Deutschland, dass Beschneidung unter der Überschrift "Allahs Wille" in Deutschland erlaubt wäre und dass man insgesamt auf diese Weise einen Staat im Staat aufbauen würde. So ist das Ganze natürlich nicht gedacht. Stattdessen geht es darum, dass wir mit über sieben Millionen Menschen zusammenleben, die eine andere Herkunft haben, und dass wir nicht versuchen, sie zu germanisieren oder zu assimilieren, sondern dass wir ihnen ihre Identität lassen. Gleichzeitig müssen wir aber verlangen, dass diese Menschen unsere Verfassung anerkennen. Ich plädiere also für Folgendes: Eine multikulturelle Gesellschaft in meinem Sinne ist identisch mit Verfassungspatriotismus. Das heißt, es geht darum, den Menschen, die hier leben, ihre religiöse und kulturelle Identität zu belassen. Das bedeutet eben, dass Muslime ihre Moscheen bekommen müssen – und auch ihre Minarette –, sodass nicht nur Kirchenglocken läuten, sondern dass auch der Muezzin seine Gebete von seinem Turm herunter sprechen darf. Das bedeutet aber auch, dass sich alle an die Regeln der Verfassung halten müssen. Das heißt z. B., auch muslimische Kinder müssen in die staatlich anerkannten Schulen gehen. Die Suren des Korans können sie in ihren Koranschulen lernen. Niemand kann jedoch im Rahmen des Familiennachzugs als Muslim meinetwegen in Bottrop einen Harem aufmachen. Die Beschneidung ist auch weiterhin eine schwere Körperverletzung und ein Verstoß gegen Artikel zwei, und die Gleichberechtigung der Frau gilt auch für Muslime und für Hindus. Das heißt, es gibt diese multikulturelle Gesellschaft, aber unter dem Dach der Verfassung, denn das ist das Entscheidende dabei. Eine andere Alternative haben wir nicht: Es gibt zu dieser multikulturellen Gesellschaft keine vernünftige Alternative.

Reuß: Ich würde nun gerne noch eine letzte Frage stellen. Sie haben einmal gesagt: "Das Gefühl des Glücks ist die Antwort auf eine bestandene Herausforderung." Sind Sie, wenn Sie Ihr bisheriges politisches Wirken betrachten, ein glücklicher Mensch?

Geißler: Ich bin ab und zu auch unglücklich: Das ist schon auch wahr, und insofern kann ich nun nicht sagen, dass ich rundum ein glücklicher Mensch wäre. Aber ich bin insoweit glücklich, als ich gesund bin. Ich kann z. B. die bergsteigerischen Herausforderungen nach wie vor leicht bestehen, ich schreibe Bücher, und ich glaube auch, dass der eine oder andere mir durchaus zuhört, wenn ich etwas sage. Ich kann mitwirken in der politischen Gestaltung, und wenn ich ein Buch schreibe, dann würde ich doch sagen, dass ich mich dabei in einer Verfassung befinde, die mich freut.

Reuß: Ich darf mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken, Herr Dr. Geißler, denn unsere Zeit geht leider zu Ende. Ich möchte gerne mit einem Zitat der Wochenzeitung "Die Zeit" schließen, in dem es über Sie heißt: "Heiner

Geißler zählte schon im Konrad-Adenauer-Haus zu denen, die sich trotz prinzipieller Überzeugungen selber neugierig über die Schulter sehen." Noch einmal ganz herzlichen Dank, Herr Dr. Geißler. Verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, das war Alpha-Forum, heute mit Dr. Heiner Geißler, dem langjährigen Generalsekretär der CDU. Herzlichen Dank für Ihr Interesse und fürs Zuschauen und auf Wiedersehen.

© Bayerischer Rundfunk